

FRUTIGEN: EHEMALIGE «SCHIEFERMANNE» BERICHTETEN

Der Abbau brachte Lohn und Leid

Der Abbau von Schiefer und Kohle war früher im Frutigtal von grosser Bedeutung. Zeugen dieser Zeit berichteten jetzt im «Adler» von ihrer Arbeit, vom kargen Verdienst und den Gefahren ihres staubigen Handwerks.

Einen riesigen Zustrom von Besuchern erlebte das Landhaus Adler, als ehemalige «Schiefermanne» von ihrer harten und gefährlichen Arbeit in den Schiefergruben berichteten. Dies im Rahmen der von der Kulturgutstiftung Frutigland organisierten Ausstellung «Frutiger Schiefer und Kandergrunder Kohle» (siehe Ausgabe vom 11. November). Die beiden Ausstellungsverantwortlichen Benjamin Graf und Fritz Allenbach hatten gründlich recherchiert, und der Aufmarsch an interessierten Zuhörerinnen und Zuhörern zeigte deutlich, wie der Schiefer- und Kohlenabbau das Frutigland bis in die heutige Zeit geprägt hat.

Fast alle können mitreden

Es gibt wohl kaum einen alteingesessenen Frutiger, der nicht von Verwandten oder Bekannten zu berichten weiss, die früher ihren Lebensunterhalt in den Schiefer- oder Kohlengruben des Frutiglandes verdienten. In den Schiefergruben Aebi und Alplegi im Otteregrabe, Wildi im Sackgrabe, Ladholzallmend im Schmittegrabe, Wältiweide im Lintergrabe, Ratelspitz und Gantenbach – in den Spissen eben – bot der Abbau des «grauen Goldes» Verdienst. Über 200 Jahre hinweg, bis ins letzte Drittel des vergangenen Jahrhunderts verdienten unzählige Arbeiter so ihren Lohn. Und so vermeldete der Regierungs-

statthalter 1853, «dass dieser Erwerbszweig zu den lukrativen Beschäftigungen gezählt werden kann».

Acht Franken Tageslohn

«Acht Franken waren mein Tageslohn», erzählte der 73-jährige Ruedi Reichen, «als ich 1948 in der Schiefergrube gearbeitet habe.» Er sei aber doch zufrieden gewesen: «Immerhin waren das zwei Franken mehr, als mein Bruder ein paar Jahre zuvor verdient hatte.»

Ruedi Reichen ist wie seine Kollegen Walter Steiner, Ueli Schmid und Godi Zurbrügg ein Zeitzeuge. Die vier Männer im Alter zwischen zweiundsiebzig und neunundsiebzig Jahren haben als «Schiefermanne» beziehungsweise Schieferwerker, wie die offizielle Bezeichnung lautete, den Schieferabbau noch aktiv erlebt. Eindrücklich und mitreisend gaben sie im «Adler» über ihre Erzählungen Einblick in vergangene Zeiten.

Sie erhielten acht Franken für einen Arbeitstag, der für die meisten von ihnen bereits mit einem beschwerlichen und gefährlichen Aufstieg begann. Sie zogen hinauf zu ihren Arbeitsplätzen, den Schieferarbeiterhütten, die wie Schwalbennester an den steilen Berg geklebt zu sein schienen.

Gefahr lauerte überall

«Mit dem Rucksack mit Essen für den ganzen Tag – Kartoffeln und Milch durften nicht fehlen – machte ich mich in aller Herrgottsfrühe auf den Weg. Der Pfad war im Winter schneebedeckt und eisig. Es gab keine Seile zum Halten, und ich musste mehrere Gräben überqueren, bis ich oben ankam. Das Gefährlichste waren aber die Lawinen, die durch die Spissen ins Tal brausten», erinnert sich der mit 79 Jahren ältes-



Claudia Strobel

Der Organisator und seine Erzähler am Tisch (von links): Fritz Allenbach mit den ehemaligen «Schiefermanne» Walter Steiner, Ueli Schmid, Ruedi Reichen und Godi Zurbrügg.

te der Schiefermänner, Walter Steiner.

In die Stollen sind wir dann mit einem Karbitäggl, einer Karbitlampe gestiegen, die selbst dann noch benutzt wurde, als die Stollen schon elektrifiziert waren», schildert Ueli Schmid seine Erfahrungen. Im Loch, dem Stollen also, und in der Hütte wurde aus den grossen abgesprengten Schieferblöcken durch die Spalter, Chritzer, Risser und Scherer die diversen Schieferplatten hergestellt. Diese wurden dann zur weiteren Verarbeitung nach Frutigen transportiert.

«Schutt haben wir einfach ans «Bord» gezogen und in die Gräben gekippt», erklärt Steiner die Entsorgung der gewaltigen Menge an Abfallmaterial. Den Männern ist noch in bester Erinnerung, wie der Schiefer von Hand gespalten und gerissen wurde.

Mit dem Einzug der Schieferfräse und des Staubabzuges wurde ihnen die Arbeit später zumindest ein wenig erleichtert.

Viele Lungenkranke

«Feucht und gleichzeitig staubig war es», erzählten die vier. Obwohl der Schiefer in den Stollen ständig mit Wasser befeuchtet wurde, war die Staubbewicklung gewaltig. «Viele Kollegen hatten mit Silikose zu kämpfen. Durch die Staublunge sind denn auch viele Arbeiter früh gestorben, und der Schieferabbau brachte so viel Leid in die Familien. Wenn wir zum Essen in die Hütte gingen – es gab eine Küche dort –, haben wir den Staub von den Tischen und von der Fräse gewischt und dann gegessen. Wir waren halt nicht verwöhnt», so Ruedi Reichen, der 1948 in die Schiefergrube Wildi kam.

Neun Winter arbeitete Godi Zurbrügg in der Wildi. Und während die anderen «Schiefermanne» nur vom normalen Alltag berichteten, schildert er zwei tragische Ereignisse. Er hatte sie selbst erlebt, und darüber zu erzählen, bereitete ihm noch heute Mühe. «Als ich zehnjährig war, riss 1942 eine Lawine zwischen der Grube und Rinderwald zwei Schieferarbeiter in den Tod und später wurde ich Zeuge einer Explosion im Stollen.»

1977 stellten die letzten Schiefergruben in den Spissen ihren Betrieb ein. Zeugen blieben die Löcher im Berg, einige nicht zu verwertende Schieferplatten und Reste der Transportseilbahn. Übrig blieben aber vor allem die Erinnerungen an einen Erwerbszweig, der das Leben von vielen Frutigtalern massgeblich mitbestimmte. **CLAUDIA STROBELT**